

»Die Geburt der Komödie aus dem Geist der Erotik«.

Lou Andreas-Salomés apokryphes Evangelium der Moderne.
Ein Forschungsbericht

Claudia Weinzierl

Sehr geehrte Damen und Herren,

aus dem Titel ist unschwer zu erkennen, dass es sich hier um eine Bezugnahme auf Nietzsches erstes Hauptwerk handelt. Der Untertitel verweist auf die religiöse Komponente, die Lou Andreas-Salomés Gesamtwerk durchzieht und auf die »Frohe Botschaft« ihres Gedankenguts, das sich nach eigener Aussage auf ihre Glückskompetenz bezieht (vgl. »Zum Typus Weib«; DzLdE 94 bzw. AuE4 37f.).

Meine These ist, dass Lou Andreas-Salomés Werk *und* dessen lebenswirkliche Übertragung/Umsetzung einerseits tatsächlich aus einem »Geschwistergehirn« (DDiB 231) stammen, andererseits jedoch grundlegend anderer Provenienz und Konsequenz sind.

Expliziert Nietzsche in der »Tragödie« die sträflich zu Gunsten des Apollinischen vernachlässigte dionysische, sprich affekt- und instinktgebundene Sphäre, so verweist mein Begriff der Komödie auf die von Lou Andreas-Salomé erkannte dramatische Potenz, die sich jedoch nicht um einen durch seine Hybris schuldig gewordenen Helden dreht, sondern den Verwechslungen zwischen Sein und Schein, zwischen Leben und dessen Symbolen nachgeht. Ihre »frohe Botschaft« verkündet keine (Er-)Lösung, sie entfaltet aus dem Prinzip der Fülle und der unauflöselichen Verbindung »mit allem, was ist« eine integrale Theorie des Menschen, der wesentlich als Transformator schöp-

ferischer Spannungen erscheint, *sowohl* »créature« *als auch* »créateur« ist. Ihren Thesen zum Religiösen, der Kunst, der Psychoanalyse liegt ein »konfuser«¹ Erosbegriff zugrunde, der eine begründete enthusiastische Lebenseinstellung zu vermitteln vermag, sofern man selbst bereit ist, die Illusion der Trennung und der Vereinzelnung aufzugeben, was die Bereitschaft impliziert, sich der paradoxalen Spannung zwischen Selbstbestimmung und Hingabe auszusetzen, die eigenen Grenzen zu erweitern und sich mit dem Leben ohne vermittelnde Konventionen immer wieder aufs Neue zu »vermählen«. Denn, so ihre Erkenntnis, das menschliche Individuum ist nicht mehr aber auch nicht weniger als ein Medium, ein einzigartiger Ausdruck des Lebens, indem wir alle wiederum unterschiedslos wurzeln. Wir sind nicht nur Schaffende, sondern auch Rezipienten, wir sind »alle oder keiner« (Nietzsche). Ihr Individuumbegriff weist über die Struktur des Bezeichneten und Bezeichnenden, über die eindeutigen Subjekt-Objekt-Beziehungen hinaus und ist so gesehen eher postmodern als modern, oder noch präziser, gegenwärtig, was ich in meiner Forschungsarbeit zu zeigen versuche. Es geht mir darum, das spezifisch »Andere« – das Komplementäre, das Lou Andreas-Salomé zu den damals zeitgeistigen Strömungen wie Lebensphilosophie, Feminismus, Kunst- und Kulturtheorie, »Biologie«, Religionswissenschaft/ Philosophie und schließlich der Psychoanalyse mit ihren Schriften und ihrem Leben beigetragen hat – herauszuarbeiten und meine Hypothese, dass mit ihr die Lebensphilosophie als interdisziplinäre, resonante, präsentische, dramatische Bewegung

¹ Der Ausdruck bezieht sich auf Leibniz' Kategorie der klaren Perzeptionen, in der die konfus empfangenen Impulse im Medium des Poetischen auf die *verbindenden* Kräfte aufmerksam machen, im Gegensatz (nicht im inneren Widerspruch!) zu den distinkten Perzeptionen, die die Aufmerksamkeit im Medium der Logik auf die *unterscheidenden* Kräfte lenken. Die aktuelle Brisanz dieser mehrwertigen Logik wurde mir durch die Vermittlung von Elisabeth von Samsonow, die an einer entsprechenden Theorie arbeitet, bewusst.

eine potenzielle Spiegelung unserer zeitgenössischen geistigen Situation darstellt, oder darstellen kann, zu festigen. Mein Ansatz folgt den »Grundgebärden« des Salomé'schen Gesamtwerkes, das von einer Erkenntnis des Menschen jenseits von Konditionierung, Systematisierung und Konventionen getrieben wird – beziehungsweise die Verhaltens- und seelischen Erscheinungsformen der durch Kultur, Religion und gesellschaftliche Systeme konditionierten Menschen in verschiedenen (literarischen) Szenen vorführt, ohne dies zu werten.

Ich habe vor drei Jahren im Zuge einer Dissertation mit demselben Titel, die ich in Wien bei Prof. Elisabeth von Samsonow und Prof. Peter Sloterdijk schreibe, angefangen, über diese im Wortsinne außergewöhnliche Frau zu forschen, was sich zu einem umfassenden und erkenntnisreichen Prozess entfaltet hat, der mich nicht nur interessante geistesgeschichtliche Zusammenhänge entdecken ließ, sondern mich lehrte, dass, wer sich diesem »ganzheitlichen« Denken ernsthaft aussetzt, damit rechnen muss, dass »das Denken als ein Phänomen am Leben, als das Distanzphänomen zum Leben jederzeit ganz umstellt ist von Voraussetzungen, die ihm über den Kopf wachsen und tief in den Boden zu seinen Füßen hineinreichen« (DG). Diesem Problem lieferte sich Lou Andreas-Salomé freudig aus, in einem lebenslangen, unermüdlichen Forschen (in Form von bewusst gemachtem Erleben), was Leben sei, in welchem Verhältnis wir Menschen dazu stehen, wie wir das Leben erleben, was wir darüber überhaupt aussagen können. So nahe sie damit auch dem Zeitgeist war, so sehr geriet sie gleichzeitig in Distanz zu jeglicher Konvention oder »Schulbildung« – auch wenn sie umfassend gebildet und logisch geschult war, so war sie ganz nur ihrem »weiblichen Denken« verpflichtet. In ihrem 1899 erschienenen Aufsatz »Der Mensch als Weib« expliziert sie gleichzeitig ihre Methode und das Weibliche an sich, indem sie beobachtet, dass sich

»[...] im Weibe das Verständnis für Dinge [findet], die dem Verstand als solchem nicht plausibel zu machen sind; sie kann viel mehr Widersprüche in sich aufnehmen und organisch verarbeiten, wo der Mann dieselben erst theoretisch ausmerzen muss, um mit sich zur Klarheit zu kommen. [...] Dass das Wesen der Dinge letzten Endes nicht einfach und logisch, sondern vielfach und alogisch ist, – für diese Wahrheit hat das Weib eine besondere Resonanz und denkt unwillkürlich individuell, von Fall zu Fall. Deshalb verpersönlichen sich ihr abstrakte Gedanken sehr leicht, nicht nur dadurch, dass sie dieselben in Beziehung zu bestimmten Personen bringt, sondern an sich selbst, als stiegen sie leibhaftig aus dem Lebensgrunde auf; mit Gedanken, die ihr wertvoll werden sollen, muss sie sich einspinnen, sie muss sie erleben können, muss um sich und sie eine warme Welt zusammenschließen, [...]. In alledem ist etwas, was auch im Mann und im schärfsten Denker sein Wesen treibt, [...] wo er sich nicht mit formalistischer Aufreihung von Gedanken begnügt, nicht umhin kann, seinem Denken Saft von seinem Saft und Blut von seinem Blut einzuverleiben. Aber was bei ihm nur fein und verborgen mitspielt, von ihm selbst einigermaßen kontrolliert und in Abrechnung gebracht, das ist im Weibe die schlechthin dominierende Macht, die ganz souverän den Satz als obersten Hauptsatz verkündet, der dem Mann nur als verschämtes Zugeständnis gilt: was nicht in unser Gefühl eintritt, beschäftigt unser Denken nicht lange.« (»Der Mensch als Weib«, DE 1992, 25f.; EuA2 112f.)

Dieser geschilderten Methode blieb sie ihr Leben lang treu und hat sich auf ihre Art mit den großen Begriffen, die da keine geringeren als »Gott, Kunst, Eros und Seele« sind, »ingesponnen«, hat sich befruchten lassen und sie zur Welt gebracht – ganz im Sinne von Poiesis, der antiken Kunstauffassung, die wie

Peter Sloterdijk bemerkte, »die Aufnahme der Naturproduktivität durch das exzentrische humane Subjekt ist, indem sie etwas hervor, das heißt nach-vorne-ins-Offene, bringt. Dessen Dichtung führt das hervorbringende Gebären des natürlichen Lebens fort, ja sie ist Dichtung nur in dem Maß, wie sie eine solche Fortführung ist.« (Sloterdijk 1989, 154f.) Diese Form von »Werk-Werden-Lassen« setzt eine Natur-Poiesis-Kontinuität fort, die den Begriff »Existieren« fragwürdig erscheinen lässt, da es sich um eine Erscheinungsform in der »Biosphäre« handelt, die auf ein »Insistieren« einer ungetrennten, wenn auch offenen Verbindungspotenz verweist. Schon seit der Antike bedeutet Poiesis den schöpferischen Ertrag aus den »Kraftfeldern des präsentischen Lebens« (Sloterdijk 1989, 154) – Kunst –, die sich wiederum in ihren Herstellungsarten, Poiesis und Techné radikal unterscheidet. Es sei hier nur kurz angemerkt, weil evident, dass sich unsere Kultur fast ausschließlich auf die techné zugespitzt hat und darin erstarrt ist.

Dass Lou Andreas-Salomé aus dem *präsentischen Leben* schöpfte und sich diesem ohne Unterlass und Obdach aussetzte, »beweist« meines Erachtens das Zitat, das Ernst Pfeiffer, ihr enger Freund der letzten Jahre und feiner, hoch zu schätzender Nachlassverwalter, dem posthum veröffentlichten »Lebensrückblick« vorausgeschickt hat:

»Menschenleben – ach! Leben überhaupt *ist* Dichtung. Uns selber unbewußt leben *wir* es, Tag um Tag wie Stück um Stück, in seiner unantastbaren Ganzheit aber lebt *es*, dichtet es *uns*. Weit, weitab von der alten Phrase vom ›Sich-das-Leben-zum-Kunstwerk-machen‹; wir sind nicht *unser* Kunstwerk.« (MDaF, DzLdE 252; AuE4 177f.)

Das im poetischen Verfahren² »Werkgewordene« bei Lou Andreas-Salomé erscheint in Folge, eben von »Fall zu Fall«, so disseminiert, so uneinheitlich, in so viele Formen ergossen – in Gedichte, Essays, Romane, wissenschaftliche Prosa, Briefe, Tagebücher – ganz zu schweigen (weil nicht festgehalten) von den vielen, vielen inspirierenden und fruchtbaren Gesprächen, die sie mit den sie umgebenden Menschen, von denen ein Großteil die Epoche maßgeblich prägten, führte und die ihr im unmittelbaren Austausch so wertvoll, wertvoller als alles in Schrift materialisierte, waren und blieben. So wie Nietzsche den Aphorismus als ihm gemäßen Ausdruck verwandte, Rilke die Poesie und Freud die Methode der Anwendung, so benutzte Lou Andreas-Salomé alle Formen, die gerade am Wege bereit standen, um das aus dem Lebensprozess Gewonnene aufzunehmen. Sich einerseits der Unzulänglichkeit dieses »Schriftnetzwerkes« als Mittel bewusst, dies aber nicht wertend, es weder über- noch unterschätzend, – weil vergänglich, vorübergehend, der Verwandlung *anheimgeben*. Andererseits ist diese Vielfalt der Formen, ihr oft Unabgeschlossenes, Andeutendes, Symbolisches, Unfertiges ihrer Auffassung des *Lebendigen* geschuldet.

Diese Umstände machen es nicht gerade leicht, eine angemessene Methode zu finden, mit deren Hilfe sich eine nachvollziehbare und der Dimension des Werkes entsprechende Darstellung bewerkstelligen ließe. Mein eigener Forschungsprozess verläuft dementsprechend intensiv, bisweilen schier unbewältigbar, die konventionellen Werkzeuge erweisen sich als ungenügend, wenn nicht unbrauchbar, am meisten dies wissenschaftlichste,

² Was meines Erachtens bereits im »geburtlichen Kraftfeld« der kleinen Louise von Salomé beginnt, indem sie seit frühester Kindheit allem und jedem, was ihr begegnet, phantastische Existenz- und Beziehungsweisen »andichtet« – ich würde sogar so weit gehen wollen, ihre frühkindliche »Gottesschöpfung« als Ausdruck dieses Verfahrens zu interpretieren und werde diesen Ansatz in meiner Dissertation ausarbeiten.

das der Reduktion, philosophisch gesprochen, der Deduktion. Nach vielen vergeblichen Versuchen, Herrin der Lage, der (wissenschaftlichen) Verwertbarkeit dieser Fülle *habhaft* zu werden, diesem Überquellenden, diesen Überschüssen in einem *System* Ordnung beizubringen, ergab ich mich schließlich ob des unbezwingbar Aporetischen dieser Versuche. Erst resigniert, an mir und meinen unzureichend erscheinenden kognitiven Fähigkeiten verzweifelnd und schließlich in Anbetracht der unfreiwilligen Komik dieses Vorgangs herzlich lachend – und siehe da, fast augenblicklich, entpuppte sich aus dem Wortsinn des Werkzeugs der Hinweis auf das Zeugerische daran – ja, natürlich, diesem *Lebenswerk* kann man nur beikommen, indem man es zeugen, wirken, den Funken *überspringen* lässt.

D.h. die einzige Methode, die sich bislang bewährt hat und mich dementsprechend zwingt, jeglichem Festschreibungsdrang mit Endgültigkeitsanspruch zu entsagen, ist ein prozesshaftes *In Resonanz Gehen*. Dieses wiederum folgt konsequent methodisch nicht dem Prinzip einer logischen Folge-*Entwicklung*, sondern vielmehr dem Prinzip der *Entfaltung*. Im Prinzip der Entfaltung geht es also nicht um *entweder-oder*, es geht um *sowohl-als-auch*. In der Methode des »In Resonanz Gehens« ist natürlich auch eine Begeisterung, eine leidenschaftliche Hingerissenheit für das Werk von Lou Andreas-Salomé mit inbegriffen. Dies wiederum bringt mich in die Bredouille der geforderten wissenschaftlichen Distanz – Lou selbst fackelte in so einem Fall nicht lang, sie entschied dann:

»Der Grund, warum ich soviel öfter an künstlerischer als wissenschaftlicher Arbeit bin, liegt im seelischen Zustand, der mich zum Arbeiten treibt: einem Zustand der Überschätzung, der Verliebtheit nahe, zum Gegenstand, wo man also weit eher geneigt ist, ihn zu besingen als zu zergliedern.« (LAS-TB 1.8.1903)

Sic!

Sie sehen also, wie auch immer man sich dem Werk nähert, man trifft auf Eros und ich glaube, dass es ein »magisches Siegel« (Giordano Bruno) gibt, das diesem Lebenswerk innewohnt und es sich erst durch diese Pforte erschließt. Doch ist diese Nähe nicht dadurch gegeben, dass es sich uns in unserem subjektiven Wollen im Prinzip der Ähnlichkeit oder gar Identifikation erschließt, sondern – und dies ist laut Lou das Wesen des Eros – erst durch die Freisetzung der schöpferischen Kraft, die das Vertraute mit dem Fremden, das »kleine drangvolle Ich« mit dem ihn umgebenden und weit über ihn hinausreichenden Wesensumfang und diesen wiederum dem »Draussen« der Dinge verbindet, erst dann wird Begegnung zu einem allumfassenden Erlebnis. Und dieses Prinzip lässt sich auf alle unsere schöpferischen Lebensvollziehungen übertragen. An einer Stelle in ihrem »Russlandtagebuch«, das sie 1900 auf ihrer Reise mit Rilke durch Russland schrieb, fasst sie dieses erstmalig in einem Destillat zusammen.

Dazu sei vorab bemerkt, dass auch dies aus einem direkten Lebenszusammenhang kommt, denn mit Rilke erlebte sie erstmals das »Wunder der physischen Liebe« und hatte nach ihren genuin erotischen Schriften über das Religiöse und die Kunst Eros durch einen Menschen *leibhaftig* erfahren.

Zu dem Zeitpunkt, wo sie das Folgende notierte, war allerdings bereits klar, dass sie sich von Rilke trennen mußte, die vielschichtigen Gründe würden hier zu weit führen – doch so viel sei gesagt, dass sie sich durch Rilkes Bedürftigkeit zusehends eingesperrt fühlte, ihr eigener (schöpferischer) Raum verkleinert wurde, sodass sie trotz oder wegen aller Liebe, sie beide wieder freigeben mußte. Denn dies ist wohl das häufigste Missverständnis aller erotischen Beziehungen: dass die Distanz, in der sich das schöpferische Wesen des Eros entfalten könnte, indem es Beide ganz sie selbst werden lässt durch zuviel Nähe

und Raum nehmen, indem man sich dem Anderen anpasst, ihn zur Bedingung des Glücks macht, verschwindet, – und mit ihr Eros selbst. »Zwei sind nur dann eins, wenn sie Zwei bleiben« (DE 1992, 73) – und die Liebe lässt sich nur leben, wenn man bereit ist, sich zu wandeln, gleichzeitig bei sich zu bleiben und seine Wesensgrenzen so zu erweitern, dass man für sich selbst und den Anderen lebensfördernden und lebenserweiternden Raum schafft. Nicht zu beharren oder Wiederholung zu zwingen, sondern alle seine Kräfte freisetzt zu immer wieder neuem, fruchtbringenden Leben.

Ein ewiges Fremdbleiben im ewigen Nahesein ist jeder Liebe als solcher anheimgegeben, denn es ist ihr Wesen, dass Einer nur ganz leise an den anderen rührt, um ihn in sich selbst freizugeben, ihn seiner Bedürftigkeit enthebt, indem es ihn selbst in seinem höchsten Glanz erstrahlen lässt. Denn was dem Menschen da geschieht, das liegt nicht nur jenseits aller Spaltungen und Einseitigkeiten, an denen wir uns gewöhnlich orientieren, es liegt auch jenseits jenes sorgsam und mühsam bewahrten Wohlbefindens, indem wir uns in Kleinheit und Furcht verstecken vor allem Schmerz wie vor unserem ärgsten Feind.

Dies gilt, wie wir jetzt hören können, nicht nur für die auf zwei Menschen konzentrierte Liebe, sondern, wie angekündigt, für alle Lebensvollzüge, beginnend mit der auf den ersten Blick distanzier testen menschlichen Betätigung, dem erkennerischen Denken:

»[W]ir erkennen nur soviel und so weit, als wir im Stande sind, uns von uns selber zu entfernen, zu uns selbst Distanz zu gewinnen, [...]. Erst dann, wenn wir wirklich ausgegangen sind, um zu erkennen, nicht aber uns möglichst rund in uns selber zusammenzurollen, erst dann finden wir stets ›statt eines Esels ein Königreich‹ [Goethe, Gespräche mit Eckermann, 18.1.1825], nämlich in den Dingen, die sich uns weit

öffnen und uns ungeahnte Heimath werden, eine ganz neue Wonne, eine der spezifisch menschlichsten Wonnen, – so groß, daß Geister wie Spinoza in ihr ertranken und stammelnd von ihr ›Gott‹ sagten, – Gott, der nicht wiederliebt, den jedoch zu lieben, schon Wonne genug ist. [...]

Im Grunde gilt genau das gleiche von unsern sämtlichen seelischen Fähigkeiten: daß wir uns nur dann produktiv selber an ihnen ausdrücken, wenn wir dabei selbstvergessen von uns fortgehen.

Denn:

Erst durch den Zusammenstoß unserer mit dem uns noch ganz Unvertrauten, von uns noch ganz Unterschiedenen entsteht eine fruchtbare Berührung, zu jeder Vermählung gehört die Differenz Zweier, und alles Schöpferische ist Synthese.

Das gilt von der physischen Liebe sowohl wie vom künstlerischen Schaffen, es gilt vom großen praktischen Thun wie vom erkennenden Verhalten, es gilt – wieder im äußersten Maße – von der Religion, [...]. Wir finden noch heute den Gott, wo wir es wagen, zum Schrecklichen ›Ja‹ zu sagen, es zu unserer Heimath zu machen, unsere Grenzen zu brechen, – um uns nach dem ersten Schauer so selig geborgen zu fühlen, wie der Schmetterling, als er der Raupenpuppe entschlüpfte. – Es ist auch der absolut einzige Trost, der uns die Schmerzen des Lebens erträglich macht, wenn wir sie als etwas auffassen, das uns nicht vernichten, sondern schmerzlich erweitern muß, [...].« (RmR 129f.)³

³ Dieser Gedanke, wenn auch »gewendet«, findet sich Jahre später in Rilkes erster Elegie: »Wer, wenn ich schrie, hörte mich denn aus der Engel Ordnungen? Und gesetzt selbst, es nähme einer mich plötzlich ans Herz: ich verginge vor seinem stärkeren Dasein. Denn das Schöne ist nichts als des Schrecklichen Anfang, den wir noch grade ertragen, und wir bewundern es so, weil es gelassen verschmäh, uns zu zerstören.«

In diesem Destillat liegt zusammengefaltet Lous schöpferische Lebensauffassung – die nicht mit einem Kreationismus zu verwechseln ist – es geht vielmehr um die schöpferische Potenz des durch das Bewusstwerden entstandenen Risses zwischen Innen und Außen, Ich und Welt, Mensch und Leben, der gerade im modernen Denken und mit dem Glaubensverlust der Aufklärung als Trennung verstanden wird – und der Mensch als Mangelwesen aufgespannt scheint zwischen Tier und Übermensch/Gott. Ursprungsnähe, das Aufgehoben- und Natur-Sein des Menschen als Ganzheit wird als primitiv und rückständig gewertet und der von allem Leiblichen distanzierte Verstandesmensch wird als Held der Wirklichkeit zum Maß aller Dinge. Mit zunehmender Technologisierung und Verwissenschaftlichung der »Moderne«, der wir ja immer noch angehören, scheint sich flächendeckend die Absolutsetzung seiner Methode, die der sezierenden Analyse des überheblichen »objektivierten, fortentwickelten Geistes« durchzusetzen. Dieser scharfgemachte Verstand, der alles in seine Einzelbestandteile zerlegt und dann überzeugend zu beweisen versteht, dass das mit den notwendigen Zusammenhängen so gar nicht stimme, dass sich, um es drastisch überspitzt zu formulieren – sich am tot Zerlegbaren und tot Zerlegten keine Spur Leben mehr finde. Dass unsere Vorstellungen von vollem Erleben in der Liebe, im Schöpferischen, im Religiösen, von einem sinnvollen Leben reine, wenn auch zugestandener Weise überlebensnotwendige Fiktion wären – hervorgerufen von Botenstoffen, Gehirnfunktionen, Wünschen, Sehnsüchten, Willen. Der Begriff *Leben* ist eine wissenschaftlich-biologistische Kategorie geworden, ein mit kalter Distanz zu untersuchender und beobachtender Gegenstand. Im Grunde ist diese Entwicklung wiederum logisch, denn *Leben* kann nicht außerhalb unser gedacht oder als Gegenstand untersucht werden – denn als welche wollten wir das tun, wenn wir doch *Lebende* sind? Als Tote? Scheintote? Doppelgänger? Göt-

ter? Leben ist immer ganz, unteilbar, unfasslich, *unbegrenzt* und *unbegrenzbar*, wir aber sind durch unsere (schon leibliche) Begrenzung dem Leben gegenübergestellt, solange wir bewusste Wesen sind, denn bewusst können wir uns nur der Grenzen sein, nicht dem Ganzen. So wie wir ganz Leben sind, sind wir gleichzeitig durch unser Bewusstsein in der *Differenz* zu ihm. Ob wir diese Differenz schöpferisch wahrnehmen oder trennend, ob wir uns in Bewusstlosigkeiten flüchten oder es mit- samt der Furcht aushalten, diese unsere Grenzen über uns hinauswachsend zu erweitern, erzählt von unseren Verhältnis- sen zum Leben, in denen wir leben. In der Neuzeit, besonders in der Moderne hat sich scheinbar die *species* des »Homo clausus« durchgesetzt, dessen Existenzfall ihn in einem leeren Universum ausgesetzt hat – in mehrfacher Verneinung, was er alles *nicht* ist. Nietzsches Werde-Philosophie hat – schöpfend aus seiner schmerzhaften Vereinzelung – dafür den Begriff des Übermen- schen geprägt, der im *modus* des *amor fati* das Schicksal des Menschen als unzulängliches Mängelwesen zu überwinden hat. Lou Andreas-Salomés Botschaft lautet ähnlich und doch anders: Nur wer imstande ist, sich lebendig zu fühlen und sich als Leben versteht, wird die Unzulänglichkeit unserer Teilleben sowie unserer Sinnes- und Verstandeswerkzeuge nicht nur ertragen, sondern sich in deren Unvollkommenheit die dadurch offenen Wege in des Lebens *Geheimnis gewahrt* werden und wird sich vor allem des Wertes der erotischen Kraft, die allein all dies »Zersplitterte« und »Ungenügende« in einer alles erfassenden und zusammenfassenden Ekstase/Instase zu verbinden mag, angemessen bewusst werden, sie hochhalten, ja, heilig – heilig in dem Sinne, dass es sich des Alltags, der Gewöhnung, der Rou- tine, des Nur-Nützlichen enthebt und zu einem Festlichen, Außergewöhnlichen, Strahlenden, Verschwenderischen wird. Im übergeordnetesten Sinn ist das Erotische das Wiedereinge-

hen des Vereinzelten in die überpersonale Ganzheit – die Vermählung mit dem Leben.

Dass Lou Andreas-Salomé das Leben in diesem Sinne liebte und begriff, ist unbezweifelbar und atmet aus allen ihren Werken und aus all dem, was sich über ihr »äußeres« Leben wissen lässt. Diese Liebe setzte sie unablässig einer hohen Spannung zwischen Selbstbestimmung und Hingabe aus, der sie (im Gegensatz zu den sie umgebenden schöpferischen Geistern) voll und ganz gewachsen war. Dass sie, von dieser Liebe angetrieben, die menschlichen Lebensverhältnisse so gründlich und umfassend, wie nur irgend möglich, in sich und um sich erforschte, hat sie nolens volens zu einer Lebens-Philosophin, einer weisen Frau gemacht und sie gleichzeitig so vielen missverständlichen Interpretationen ihres Lebens und Denkens ausgesetzt. Sie selbst bemerkt in einem Brief an Freud: »[...] wir bleiben, auch sogar als Antiphilosophen, eben zur Philosophie geboren – d. h. zur Nötigung, begrifflich Betrachtetes *und* Innen-erlebtes zu bildhaftem Ausgleich zu bringen, der Denken und Fühlen ineinanderdrängt.« (MDaF, AuE4 206)

Und dass sie sich dieser »Nötigung«, dieser Notwendigkeit, diese oft endlos weiten Distanzen mit einer Zuversicht, einer Freude, einer Liebe, »die alles duldet«, zu durchwandern, fraglos aussetzte, macht sie meines Erachtens zu einem so wertvollen und inspirierenden Wegweiser. Indem sie auf die Errichtung eines eindeutigen, einseitigen Systems verzichtete, bringt sie uns

nahe, dass sich Leben vor allem im Dazwischen⁴ abspielt, im steten Knüpfen und Lösen der Selbst- und Weltbilder, dass wir selbst die Verbindungen, Medien des Eros sind, selbstherrliche Geschöpfe, ins Leben gehaltene Membrane, ausgestattet mit einer hochsensiblen, durchlässigen Hauthülle, die nur eines will: berühren und berührt werden. In Verbindung sein mit allem was ist, – ohne Schmerzvermeidungsstrategien in die Freude hineinzuwachsen, die Vollkommenheit bedeutet (Spinoza).

Last but not least möchte ich noch eine ihrer Notizen aus dem »Russlandtagebuch« anbringen, die meines Erachtens nicht nur allgemein »menschliche Größe« in den Blick nimmt, sondern kundtun mag, warum Lou Andreas-Salomé selbst als nicht nur geisteswissenschaftliche »Größe« aufzufassen ist, sondern als ein Mensch, der uns eine Botschaft hinterlassen hat, die als »modernes Evangelium« neben Nietzsches asketisch-idealem zwar unbequem, doch lebenswahr und liebevoll als *gelebte Philosophie* bestehen kann:

»Mir ist es immer vorgekommen, als ob alle üblichen Begriffe von ›Größe‹ daran leiden, daß sie nicht genügend von der Grenzerweiterung unseres selbst ausgehen. [...]

Groß ist jemand nicht, weil er dieses oder jenes thut, groß ist er auch nicht, weil er bei seinem Thun von diesem oder jenen Motiv ausging; groß ist er vielmehr genau in dem Maße, als er

⁴ Katrin Schütz hat für dieses Phänomen etwas abwertend den Begriff »Zwischenschafflerin« (2008, 75) gefunden und damit zu erklären versucht, dass es die Unsystematik, die einer wissenschaftlichen Metalogik entbehrende, symbolisch, kreisförmige (Un-)Ordnung und eine von Metaphern und Metonymien überladene symbolische Sprache ist, die eine wissenschaftliche Relevanz der darin verborgenen, vorausweisenden Thesen verhinderte und verhindert. Dies ist in Bezug auf den leider immer noch herrschenden wissenschaftlichen Wertekodex richtig, Andreas-Salomés poetischem Verfahren gegenüber allerdings schlichtweg unangebracht. Wertfrei gesehen ist der Begriff präzise und fruchtbar. Überdies verweist er auf den zeitgenössischen Ansatz des »situierten Wissens« von Donna Haraway und ermöglicht mir damit eine fruchtbare Kontextualisierung.

sich Raum geben darf zu allerlei Thun oder Fühlen. Größe ist eine Frage der Dimensionen. Viel mehr als sie ahnen, sind die Menschen durch ihre Dimensionen von einander unterschieden. Derjenige wäre der größte Mensch, in dem Raum wäre für alles, weil er den seelischen Magen, die assimilierende Kraft für alles hätte, ohne Risse und Quetschungen, in runder Gesundheit und Schönheit. [...]

Wie verkehrt ist es deshalb, mit der Größe den Begriff erhabener Einseitigkeiten zu verbinden, wie es meistens geschieht. Groß ist das, worin – eher als im Kleinen, das mit Raum sparen muß – Platz auch noch für alles Entgegengesetzte, Widersprechende, für Scherz, Ausgelassenheit, Spiel und Leichtigkeit ist, und für viele gefährliche Dinge. Die gefährlichen Dinge sind ja nur die, die schwer und selten an ihren richtigen Platz gelangen und ihren Zorn darüber auslassen, daß Niemand ihnen Raum giebt damit auch sie Schönheit würden, anstatt seelisch beschädigend zu explodieren. [Zusatz am linken Rand: ›1903: Allen Idealen fehlt diese Fülle, dies Lebensvolle, Widersprechende, sie sind Einseitigkeiten, vom Leben abstrahirt (keimfreie Nahrung)‹].

[...] Ist doch dies auch der Grund, warum das kleine Glück von uns gewöhnlich so viel strahlender genossen wird, als das große: es hat eben in uns Allen genügend Raum, sich harmonisch auszuleben [...]. Das große Glück jedoch ist mit Schmerzen verbunden, weil es an unsere Grenzen drängt, weil es zusammengepreßt leidet, und meistens haben wir nur die Wahl, es entweder zu fliehen, (was mehr Menschen zu Stande bringen, als man glauben sollte) oder es als einen jener Schmerzbringer zu empfangen, für deren starke, zur Reife zwingende Gewalt wir uns mächtig ausgewachsen haben müssen, um sie schmerzlos, um sie lachend und selig, wie Kinder thun, in unser Leben einziehen zu lassen.« (RmR 130f.)

Literatur

- Schütz, K. (2008): Geschlechterentwürfe im literarischen Werk von Lou Andreas-Salomé unter Berücksichtigung ihrer Geschlechtertheorie, Würzburg
- Sloterdijk, P. (1989): Eurotaoismus. Zur Kritik der politischen Kinetik, Frankfurt a.M.

Ihr zur Feier:
Lou Andreas-Salomé (1861-1937)
Interdisziplinäres Symposium
aus Anlass ihres 150. Geburtstages

Herausgegeben vom
Lou Andreas-Salomé Institut, Göttingen



MedienEdition Welsch

Inhalt

Vorwort	7
Gedenkfeier am 13. Februar 2011	9
Stéphane Michaud: <i>Lou Andreas-Salomé 2011: Vor 100 Jahren begegnete die Dichterin Sigmund Freud</i>	11
Symposium am 24.–25. Juni 2011 in Göttingen	31
Heidi Gidion: <i>Lou Andreas-Salomé und Rainer Maria Rilke – ihre Reise(n) nach Russland</i>	33
Britta Benert: <i>Lou Andreas-Salomé, eine vielsprachige Autorin? Überlegungen zum Novellenband »Im Zwi- schenland« (1902) in Zusammenhang mit dem Para- digma der Interkulturalität</i>	51
Cornelia Pechota: <i>Kunst als Therapie in Lou Andreas- Salomé's Roman »Das Haus«. Die kreative Heilung im Lichte ihrer Narzissmus-Theorie</i>	75
Brigitte Rempp: <i>Die Gegenwart von Lou Andreas- Salomé beim Lesen und Hören von Texten anderer Autoren</i>	99
Claudia Weinzierl: <i>»Die Geburt der Komödie aus dem Geist der Erotik«. Lou Andreas-Salomés apokryphes Evangelium der Moderne. Ein Forschungsbericht</i>	119
Manfred Klemann: <i>»Wo Rauch ist, da ist Feuer«. Die psychoanalytische Praxis der Lou Andreas-Salomé</i>	135
Gisela Brinker-Gabler: <i>Bild und Wort: Lou Andreas- Salomé und Walter Benjamin</i>	153
Hans-Rüdiger Schwab: <i>Lou Andreas-Salomés Nietz- sche – »homo religiosus« im Gewand einer Philosophie der Moderne?</i>	175
Zu den Autoren	193
Siglenliste	197
Zeittafel	201
Personenverzeichnis	207

Personenverzeichnis

- Abraham, Karl 100, 136, 138, 141, 149
Adler, Alfred 13, 15
Altmeyer, Martin 112
Andreas, Friedrich Carl 19, 34
Balint, Enid 109
Balint, Michael 77, 109
Baudelaire, Charles 28, 164, 165
Benjamin, Walter 159–161, 163–169, 171, 172
Bjerre, Poul 11, 136
Blois, Jules 57
Bölsche, Wilhelm 167
Brunner, Constantin 139
Bruns, Oskar 142
Bülow, Frieda von 33, 59, 62, 72
Deutsch, Helene 100
Dilthey, Wilhelm 154, 156, 159, 172
Dohm, Hedwig 57
Ebbinghaus, Hermann 164
Eitingon, Max 136, 138, 141, 146
Ferenczi, Sandor 99, 106–109, 137, 141, 150
Fliess, Wilhelm 15, 22, 49
Fonagy, Peter 110, 111
Freud, Anna 16–18, 20, 21, 28, 47, 142, 150
Freud, Sigmund 11–23, 25–27, 30, 49, 53, 62, 75, 77, 80, 87, 96, 99, 104–106, 135–138, 140, 143, 145–147, 149, 150, 159, 165, 168, 178
Gillot, Hendrik 19, 40
Goethe, Johann Wolfgang von 21, 89, 159
Hofmannsthal, Hugo von 62
Jung, Carl Gustav 15, 92, 160
Kant, Immanuel 154, 186
Key, Ellen 57
Klein, Melanie 136
Klingenberg, Helene 24
Klingenberg, Reinhold (Bubi) 24
Kohut, Heinz 77, 109, 114
Kronauer, Brigitte 38
Leskow, Nikolai 45
Mann, Thomas 19
Marcinowski, Johannes 141
Marholm, Laura 57
Maupassant, Guy de 63
Mauthner, Fritz 62, 64, 72
Moscovici, Marie 21, 101
Näcke, Paul 77
Nietzsche, Elisabeth 20
Nietzsche, Friedrich 14, 18, 21–23, 25, 53, 62, 81, 119, 120, 124, 130, 132, 154, 159,

172, 175, 176, 180–182,
 184–190
 Nordau, Max 85
 Ornstein, Paul 109
 Pfeiffer, Ernst 19, 28, 123
 Pineles, Friedrich 19, 82
 Proust, Marcel 164–166
 Rank, Otto 15, 76, 77, 92, 136
 Rée, Paul 14, 19, 23
 Reik, Theodor 136
 Rilke, Clara 89
 Rilke, Rainer Maria 11, 12, 19,
 22, 24, 27, 30, 33–35, 37, 39,
 40, 42, 44–49, 53, 54, 57, 61,
 62, 71, 75, 78, 80–83, 85–87,
 89, 91–97, 124, 126, 128, 138,
 140, 162, 163, 195
 Rodin, Auguste 89
 Rolland, Romain 77
 Sachs, Hanns 100, 136
 Schill, Sofja 35
 Schiller, Friedrich 21, 23
 Schönberner, Franz 18
 Shakespeare, William 21
 Sloterdijk, Peter 123
 Swoboda, Hermann 137
 Tausk, Viktor 137
 Tolstoi, Leo 37
 Tolstoi, Nikolai 41
 Turgenjew, Iwan
 Sergejewitsch 33
 Wagner-Jauregg, Julius 137
 Winnicott, Donald 77, 109,
 110, 113, 114
 Wittgenstein, Ludwig 162
 Zweig, Arnold 19
 Zweig, Stefan 19

Bibliografische Information der Deutschen Bibliothek
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation
in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte
bibliografische Daten sind im Internet abrufbar über
<http://dnb.d-nb.de>

Weitere Informationen zu Lou Andreas-Salomé finden Sie unter
<http://www.medienedition.de/lou-andreas-salome>

Originalausgabe.

© 2011 MedienEdition Welsch
D-83373 Taching am See, Tachenseestr. 2, +49-(0)8681-471 852
info@medienedition.de, www.medienedition.de
Alle Rechte vorbehalten.

ISBNs

978-3-937211-27-5 (Buch)

978-3-937211-28-4 (PDF-E-Book)

Cover-Design: Caroline Butz, Dorfen

Cover-Foto: Lou Andreas-Salomé ca. 1904

(Lou-Andreas-Salomé-Archiv, Göttingen)

Satz (XSL-FO): Manfred Krüger, St. Leon-Rot